



Entwürfe zur christlichen Gesellschaftswissenschaft

Clemens Wustmans, Maximilian Schell (Hg.)
Hermeneutik
 Fundamentaltheologische Abwägungen –
 materialethische Konsequenzen

Lit

⇒ Phillip Angelina

Alles nur von gestern? Von der Relevanz biblischer Texte für kirchliche Praxis und ethisches Denken

»Dein Wort ist ein Licht auf meinem Weg« – so singt es der Psalmist im 139. Psalm. Doch wie kann das Wort bzw. die Schrift ›Licht‹ sein für Theologie, Kirche und Gesellschaft im 21. Jahrhundert? Diese Frage stellen sich die drei im Folgenden zu besprechenden Sammelbände, indem sie sich mit biblischer Hermeneutik, der Normativität der Heiligen Schrift sowie dem Einfluss biblischer Texte auf die ethische Entscheidungsfindung auseinandersetzen. Die drei Bücher versuchen, diese Frage auf ihre je eigene Weise zu ergründen und bieten Leser:innen dabei ein Potpourri an Ansatzmöglichkeiten.

Im Folgenden werden zunächst die drei Grundlinien der Sammelwerke zusammengefasst und daraufhin ein kurzes Resümee gezogen.¹

Allein die Schrift? Neue Perspektiven auf eine Hermeneutik für Kirche und Gesellschaft

Allein vom Aufbau der Sammelwerke her sticht das Buch *Allein die Schrift?*, herausgegeben von Peter Wick und Malte Cramer, bereits heraus. Es ist in zwei Teile aufgeteilt: 1. die bereits publizierten Arbeiten von Wick der letzten Dekade und 2. die Tagungsbeiträge, welche mit einem Thesenpapier Wicks beginnen. Cramer stellt in seiner Einführung zum Buch fest, dass eine Vielzahl an Publikationen verschiedener Autor:innen der letzten Dekade »immer wieder neu Aspekte von Einheit und Vielfalt, Polyphonie und Disharmonie, Pluralität und Autorität, Diversität und Verbindlichkeit der biblischen Schriften analysiert, diskutiert oder grundsätzliche methodische Fragen der Exegese und Hermeneutik der biblischen Schriften bearbeitet« hätten (15). Die Schrift ist in dieser Zeit stärker ins Zentrum theologischer Arbeit gerückt, und die Arbeiten von Peter Wick suchten neutestamentliche Exegese fruchtbar für kirchliche Praxis zu machen. Gegenwärtige theologische, gesellschaftliche und ethische Herausforderungen seien dabei in den Blick zu nehmen (16f.). Wicks Arbeiten in diesem Band kreisen

(1) Diese Rezension kann keine detaillierte Behandlung aller Texte (insgesamt 35) bieten. Zudem wird es als selbstverständlich angesehen, dass Tagungsbeiträge, welche auf ca. 15 Seiten begrenzt sind, nicht als voll entwickelte Beiträge betrachtet werden können.

um die Frage nach der Stellung der Schrift für Theologie und kirchliche Praxis. Denn »die Schrift erfüllt sich, indem sie die Wirklichkeit, die sie ansagt, zugleich ins Leben ruft« (28).² Bereits der Rabbinische Schriftgebrauch sei von einer Präexistenz der Schrift ausgegangen. Das Wort rufe die Realisation ins Leben und gehe ihr somit voran. Die Auslegung der Schrift sei jedoch nur Stückwerk, welches am »Schriftwort« partizipiert (28ff.). Allerdings sei im Laufe der Auslegungsgeschichte das Postulat eines »Prä« der Schrift der Idee einer einheitlichen systematischen Wahrheit gewichen (30–36). Das Postulieren eines »Prä« der Schrift führe weg von der Einheitlichkeit der Schrift und eröffne kreative, vielfältige Möglichkeiten dafür, die Texte methodisch zu bearbeiten und zu interpretieren, ohne hinter den Text zurück zu fallen. »Der Verzicht auf die postulierte Einheit allen Seins führt zum Gewinn von Vielheit.« (37) Die Versuchung der Vereinheitlichung, die Wick in der historisch-kritischen Forschung sowie der fundamentalistischen Bibelauslegung ausmacht, kann durch das Axiom eines »Präs« der Schrift durchbrochen werden, und dieses ermögliche einen multiperspektivischen Blick auf die Schrift. Dieser Blick sei nicht beliebig, sondern an die Schrift selbst gebunden (47–52). Wick betrachtet diesen Paradigmenwechsel als notwendig, denn er führt »weg von der Suche nach der erkennbaren

Einheit, hin zum Recht auf bleibenden Widerspruch, weg vom Kampf um die ›richtige‹ Zentralperspektive, hin zur multiperspektivischen Wahrnehmung der Wirklichkeit, weg vom Kampf um die richtige Methode der Schriftauslegung, hin zu einer multimedialen Auslegung, weg vom Ziel, jeden Widerspruch überwinden zu müssen, hin zum Leben und zu den Menschen und Völkern in ihrer Vielfalt« (59). Wick sieht hierin eine adäquate Weiterentwicklung von Luthers »sola scriptura«, da dieses Prinzip dem Verdacht des Monismus aus-

Nadine Hamilton/Stephen James Hamilton/Christoph Wiesinger (Hg.) (2020): *Sola Scriptura: Zur Normativität der Heiligen Schrift*. Beihefte zur Ökumenischen Rundschau, Nr. 125, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt. 216 S., ISBN 978-3-374-06479-3, EUR 34,00.

Peter Wick/Malte Cramer (Hg.) (2019): *Allein die Schrift? Neue Perspektiven auf eine Hermeneutik für Kirche und Gesellschaft*, Stuttgart: Kohlhammer. 167 S., ISBN 978-3-17-037046-3, EUR 24,00.

Clemens Wustmans/Maximilian Schell (Hg.) (2019): *Hermeneutik: Fundamentaltheologische Abwägungen – materialetische Konsequenzen. Entwürfe zur christlichen Gesellschaftswissenschaft*, Bd. 39, Berlin: LIT. 208 S., ISBN 978-3-643-14473-7, EUR 34,90.

DOI: [10.18156/eug-1-2023-rez-5](https://doi.org/10.18156/eug-1-2023-rez-5)

(2) Die Seitenzahlen beziehen sich hierbei auf die Druckfassung des Bandes und nicht auf die ursprünglichen Seitenzahlen der Erstveröffentlichung. Da sich diese Rezension auf das vorliegende Werk bezieht und nicht eine Auseinandersetzung mit Wicks hermeneutischem Ansatz im Allgemeinen darstellt, sehe ich das als die richtige Herangehensweise an.

gesetzt ist (63f.).³ Zugleich führt Wick aus, dass das »Prä« der Schrift in der Schrift selbst vorkommt (65f.). Das »Prä« der Schrift priorisiert die Schrift, ohne sie zu verabsolutieren; und es ermöglicht einen Standpunkt für Diskurs und vielfältige Betrachtung (72–75).

Der zweite Teil des Bandes beginnt mit zehn Thesen Wicks zu den Möglichkeiten, die das »Prä« der Schrift eröffnet (89ff.). Danach folgen Beiträge von Stefan Alkier, Traugott Jähnichen, Hanna Roose und Annette Kurschus, in denen sie sich mit Wicks Arbeiten unter Rückbezug auf ihre jeweilige Disziplin auseinandersetzen.

Alkiers Beitrag (93–11) ist ein leidenschaftliches Plädoyer dafür, das »sola scriptura« nicht nur historisch zu sehen, sondern als ein Identitätsmerkmal des protestantischen Schriftverständnisses (96–100) und zugleich als eine Brille, welche die Polyphonie der Schrift sichtbar macht, da jede Interpretation an die Schrift zurückgebunden werden müsse (101–106). Jähnichen lenkt zu Beginn seines Textes (113–133) den Blick auf den Heiligen Geist, der durch sein Wirken in Predigt, Seelsorge und Lehre die Schrift zum »lebendigen Wort Gottes« macht (114f.). Zugleich sieht er »sola scriptura« als eine »Abgrenzungsformel gegen die hierarchische Lehrautorität der Kirche wie gegen die unmittelbaren Erfahrungen von Charismatikern« (122). Es sei sinnvoll, vom »Prä« der Schrift zu sprechen, wenn dadurch die Mündlichkeit des Evangeliums hervorgehoben wird. Christus als Mitte der Schrift gebe dennoch Klarheit und sei eine Richtschnur für die Auslegung der Schrift. Methodische Vielfalt könne bei der Suche nach der Mitte richtungsweisend sein (123–132). Hanna Roose (135–149) macht darauf aufmerksam, dass das »Prä« der Heiligen Schrift für die Bibeldidaktik anschlussfähig ist, da es Interpretationsoffenheit und Pluralität fördert (135f.). Zudem stelle sich die Aufgabe, Schüler:innen aus einer hermeneutischen Engführung herauszuführen und auf multiperspektivische Deutungen aufmerksam zu machen sowie diese zu ermöglichen (137–140). Zudem plädiert Roose für ein Einüben der pluralen Deutungen innerhalb kirchlichen Handelns (142–147). Kurschus (151–162) schließlich sieht Wicks »Prä« der Schrift als eine »kritische Reformulierung eines starren oder erstarrten Prinzips des sola scriptura« (154).

(3) Obwohl Wick klarstellt, dass es sich um einen Relationsbegriff handelt und nicht um einen Heilsbegriff (Wick 2019, 64).

»Sola Scriptura« – Zur Normativität der Heiligen Schrift

Wie und auf welcher Art und Weise die Schrift normative Geltung beanspruchen kann, damit setzt sich das Sammelwerk »Sola Scriptura« von Nadine Hamilton, Stephen James Hamilton und Christoph Wiesinger auseinander. Auf einem interdisziplinären Weg gehen die verschiedenen Beiträger:innen dieser Frage nach und arbeiten also heraus, in welchem Sinne von einer Normativität der Schrift gesprochen werden kann. Dabei ist diese weder metaphysisch gegeben noch wird sie postuliert (wie bei Wick), sondern sie erwachse aus Geschichte, Tradition und Streit. In seiner Einleitung (9–20) fasst Christoph Wiesinger dies wie folgt zusammen: »Die Alternative besteht also gar nicht darin, Normativität in besonderem Maße zu postulieren oder zu bestreiten, sondern erstmal grundsätzlich zu fragen, wie sich so etwas wie Normativität überhaupt etablieren kann, welche Mechanismen greifen und welche Konsequenzen das hat.« (10) Die Normativitätsfrage wird in diesem Band ins Zentrum gerückt, und nach Wiesinger »wirkt« sie (19f.). Das Vernachlässigen dieser Frage führe zu einem Verlust, denn: »Die Normativitätsfrage auszublenden vergibt die Chance, sie selbst zu reflektieren, sie in Frage zu stellen, sie kritisch zu bedenken und ihren Wert herauszuschälen.« (20)

Gerhard Marcel Martin arbeitet in seinem Text (21–35) die Spannung heraus, die sich ergibt, wenn Schriften kanonisiert werden. Dabei geht er über »Kritiker der Schriftmenschen« wie Moses Mendelssohn und Franz Rosenzweig, die den Gebrauch der Schrift als normierendes Regulierungswerkzeug kritisch sehen. In der Frage nach der Normativität gelte es, »das Prozessuale zwischen den Aggregatzuständen des Verächtlichen und des Performativ-Mündlichen wahrzunehmen und jeweils neu und schöpferisch zu realisieren« (24). Schreiben führe zum Weiterschreiben, und dieser Prozess gehe ins Unendliche (28).

Yan Sursana (37–55) geht dem Wahrheitsdiskurs in interreligiösen Gesprächen aus poststrukturalistischer Perspektive nach. Dabei kritisiert er, dass der Wahrheitsbegriff selbst nicht zur Debatte steht (37f.). Durch die Arbeiten Foucaults und Butlers könne herausgearbeitet werden, dass religiöse Wahrheiten eine Geschichte haben und nicht zeitlos seien, in ihrer Ausformung hintergebar und nicht beliebig seien (52f.). Sursana sieht darin eine große Stärke der poststrukturalistischen Perspektive, denn religiöse Wahrheiten könnten somit normativ sein, ohne sich auf metaphysische Annahmen zu stützen (53).

Mit einem ähnlichen Theoriegerüst arbeitet Henning Hupe (57–81) die Unmöglichkeit des Übersetzens des Markusevangeliums heraus. Denn

Markus kann die Wahrheit nur im »Nicht-sagen« sagen (61). Das Markusevangelium sei selbst eine »Um-Ver-wandlung: eine Metamorphose von Welt und Text« (65). Das Markusevangelium selbst sei schwarzer Buchstabe auf weißem Grund, und Jesus bewege sich im Grenzbereich, beispielsweise in der Wüste. Der Auferstandene selbst sei an der Grenze zwischen Berührbarem und Entzogenem. Das Heilige zeige sich somit zugleich präsent und abwesend, und das Markusevangelium sei »die Bühne«, auf der sich das abspielt (78f.). »Die Norm des Mk-Textes ist die Nicht-Norm und muss weiß bleiben, der weiße Zwischenraum im Text liest sich als eschatologisch aufgespannter Möglichkeitsraum à Dieu.« (80)

Wolfgang Schobert arbeitet in seinem Beitrag (83–105) die hermeneutische Grundüberlegung für den Gebrauch der Schrift heraus. Dabei geht er von der »Krise des Schriftprinzips« (84) aus und legt dar, dass das »sola scriptura« kein Formalprinzip ist, sondern ein Streitprinzip (100). Die Normativität der Schrift sei nicht gesetzt, sondern entstehe im Streit mit der Schrift, d.h. die Schrift bedürfe der Auslegung, und um diese müsse gerungen werden, im Bewusstsein, dass sie im Raum der Schrift geschehe und sie der Grund des Glaubens sei (101–105). Wie dies in der Praxis aussehen kann, zeigen die Texte von Josef Wohlmuth und Ingrid Schobert (107–119; 121–137). Wohlmuth legt seinen Fokus auf die Homilie, während Schobert die Vorteile eines Streitprinzips für die religiöse Bildung erläutert. Beide verbindet, dass die Schrift den ganzen Menschen ansprechen und einen Raum für neue Handlungsmöglichkeiten eröffnen solle (109; 136).

Nadine Hamilton arbeitet in ihrem Aufsatz (139–167) die christologische Dimension des Streitprinzips heraus. Dabei wird der Gedanke von Jesus als Schöpfungsmittler neu in den Blick genommen (153–161). Daraufhin führt Stephen James Hamilton in die Arbeit von Hans W. Frei ein und entfaltet dessen Schrifthermeneutik für das Streitprinzip (169–186). Gerhard Danneckers Beitrag zeigt auf, dass die Bibel ein Gesetzbuch ist, in dem theologisch viel reflektiert werde – und dass theologische/ethische Normativität sich auf Gesetze auswirke (187–205).

Hermeneutik. Fundamentaltheologische Abwägungen – materialetische Konsequenzen

Im dritten hier zu besprechenden Band mit dem Titel *Hermeneutik. Fundamentaltheologische Abwägungen – materialetische Konsequenzen* legen die Herausgeber Clemens Wustmans und Maximilian Schell den Schwerpunkt auf die Frage, ob die Theologie und mit ihr das

wichtigste, die Hauptbezugsschrift: die Bibel, für aktuelle ethische Fragen relevante Beiträge bzw. Impulse geben kann. Es handelt sich den Herausgebern zufolge dabei um eine relevante Frage, denn eine »Theologie, die nicht nur kommunitär und damit innerhalb der eigenen Mauern und Türme relevant sein, sondern öffentlich zu den Herausforderungen und Komplexitäten der Weltwirklichkeit Stellung beziehen will, sieht sich zwangsläufig konfrontiert mit der Frage, auf welchem Fundament sie steht und wie ihre spezifische Anschauung und von ihr proklamierte Orientierungsleistung generiert wird« (5). Dass dies nicht selbstverständlich ist, zeigt sich daran, dass der Bibel einerseits eine Pluralität von Aussagen und Stimmen inhärent sei, und andererseits die Pluralität von konfessionellen Traditionen die wissenschaftliche Theologie dazu herausfordert, »grundlegende Kriterien des Verstehens zu erfassen und diese verständlich zu entfalten« (5).

Wie bereits der Untertitel andeutet, ist der Band in zwei Abschnitte aufgeteilt: fundamentaltheologische Abwägungen zum einen, materialetische Konsequenzen zum anderen. Dabei können die Texte jeweils paarweise gelesen werden. Alle Autor:innen gehen darauf ein, dass die biblischen Texte nicht eins zu eins in die Gegenwart zu übertragen sind. Jürgen Ebach und Michael Weinrich (12–36) machen darauf aufmerksam, dass dies weder der Pluralität der Schrift noch der Pluralität der Traditionen gerecht werde (19–23; 37–40). Im Umgang mit der Schrift plädiert Ebach für eine Ambiguitätstoleranz gegenüber den Texten, da diese selbst Teil eines Diskurses seien und keine einheitliche Richtlinie vorgeben. Das Ringen um die rechtmäßige Deutung sei ein fortwährender Prozess (13–26). Als Prüfkriterium für den rechten Umgang sieht Ebach die Menschenrechte (31). Es geht aus seiner Sicht um die Möglichkeit der Korrigierbarkeit von politischen, ethischen und theologischen Auffassungen (36). Weinrichs Überlegungen (37–50) zielen darauf, dass die Interpretation des biblischen Kanons abhängig von der Kirchenzugehörigkeit sei. Die Bibel biete innerhalb der Kirchen unterschiedliche »Orientierungsräume«, da sie im Kontext dieser Traditionen unterschiedlich in das Gesamtgefüge eingebunden sei (37). Kontext und Katholizität der jeweiligen Tradition und Auslegung bedingten einander und müssten sich gegenseitig ausgleichen und zur Not korrigieren (44f.). Der Geist biete zudem einen Treffpunkt, in dem die Schrift im Menschen wirke, neben Tradition und Kirche. Es gehe hierbei vor allem um die Begegnung von »Zeit und Ewigkeit« (47). Das Bekenntnis zum Auferstandenen sei das, was die Kirchen in ihrer Vielfalt verbinde. Im Zentrum stehe die Wahrnehmung der in Gott gewirkten Wirklichkeit und die »Wahrnehmung der Lebendigkeit des auferstandenen Christus« (50).

Der Frage nach den aktuellen Herausforderungen in pluralen Gesellschaften gehen Clemens Wustmans (51–65) und Florian Höhne nach (66–80). Wustmans hält zunächst fest, dass die Frage, wie Menschen die Welt wahrnehmen und interpretieren, auf der Klaviatur internalisierter Weltanschauungen entschieden werde (51). Zudem sei Säkularität eine spezifisch westliche bzw. europäische Entwicklung. Mit Rudolf von Sinner ist er der Meinung, dass Modernisierung nicht zu Säkularität prädestiniere, sondern dass eine Vielzahl von Modernitäten existiere (54–57). In säkularen Ländern gelinge der Rekurs auf die Autorität der Schrift nicht und es bedürfe verschiedener »kommunikativer Strategien« (57), um Glaubenswahrheiten plausibel und nachvollziehbar zu kommunizieren. Wustmans sieht in *Public Theology* – öffentlicher Theologie einen Weg, dies zu leisten (57–60). Dabei bedürfe es folgender Kernkompetenzen: Zweifel, Partikularität und Positionalität (60–64).

Sobald sich Theologie in die Öffentlichkeit bewegt, stehe sie nicht wie eine Stadt auf einem hohen Berg für sich alleine, sondern: »Sie steht zwischen der Partikularität einer religiösen Tradition und der Allgemeinheit gesellschaftlicher Öffentlichkeiten, zwischen Teilnehmerperspektive oder Binnenperspektive des Glaubens einerseits und Beobachter- oder Außenperspektive auf Religion andererseits.« (66) Höhne macht darauf aufmerksam, dass Spannungen unausweichlich sind, denn sie könnten nur auf Kosten einer der Pole — theologische Arbeit oder gesellschaftliche Öffentlichkeit — aufgelöst werden (67f.). Verstehen sei von ethischer Relevanz, denn »Verstehen präfiguriert Verhalten« (69). Die Hermeneutik bedenke Wege des Verstehens systematisch (69ff.). Zugleich sei festzuhalten, dass Verstehens- und Interpretationsprozesse nicht linear, sondern vielfältig seien und als Prozesse zugleich in Gemeinschaft stattfinden (71ff.).

Florian Priesemuth arbeitet in seinem Beitrag (81–85) Missverständnisse in der Schleiermacher-Rezeption heraus. Schleiermachers Hermeneutikvorlesung sei laut Priesemuth nicht als eine allgemeine Hermeneutik zu verstehen, sondern arbeite sich spezifisch am Neuen Testament ab (82ff.). Das zweite Missverständnis bestehe darin, dass Schleiermacher eben keine katholisierende Schriftenlehre vorgeschlagen habe. Die Heilige Schrift bewährt den Glauben und sei nicht ihre Begründung (85).

Caroline Teschner und Christoph Wiesinger fragen in ihrem Aufsatz (86–104) nach der Leiblichkeit des Verstehens. Mit der Phänomenologie Husserls arbeiten die Autor:innen heraus, dass es zum Lernen des »Stauen[s]« sowie des »Zweifel[ns]« bedarf (87). Es gibt keine freie Entscheidung für Stauen und Zweifeln, sondern wir werden jeweils

davon ergriffen. Zudem finden wir uns mit unserem Leib⁴ in der Welt vor (90ff.). Der Körper biete einen Ort für Handlungsmöglichkeiten und die Religionspädagogik werde somit zum performativen Lernort, welcher die Religionsmündigkeit stärke (95–102).

Die materialethischen Texte dieses Sammelbandes werden in dieser Rezension nur kurz erwähnt, aber sie setzen auf ihre je eigene Art die fundamentalethischen Grundüberlegungen um. Nathalie Eleyth hinterfragt mit ihrem Text (106–124) die kirchlichen Stellungnahmen in Bezug auf Sexualität und Partnerschaften (106–124). Traugott Jähnichen skizziert in seinem Artikel (125–147) den Gebrauch der biblischen Traditionen für moderne wirtschaftsethische Fragen (125–147). Julian Zeyher-Quattlander macht in seinem Beitrag (148–156) im mosaischen Tötungsverbot eine Herausforderung für wirtschaftspolitisches und außenpolitisches Handeln aus. Maximilian Schell arbeitet in seinem Artikel (157–184) Grundlinien einer Hermeneutik des Verzeihens heraus und setzt sich dabei mit Arendts Kritik am christlichen Verzeihensbegriff auseinander. Stefanie Kleierl arbeitet in ihrem Artikel (185–198) heraus, dass es zur Aufarbeitung von Konflikten einer inter- und intrareligiösen Hermeneutik bedürfe (185–198). Benjamin Kryls Text (199–214) schließlich arbeitet die Bedeutung der Hermeneutik für die Praxis heraus.

⇒ Resümee

Die drei hier besprochenen Bücher ringen auf ihre jeweils eigene Art und Weise darum, wie das Wort ein ›Licht‹ für die hermeneutischen und ethischen Überlegungen sein kann. Sie gehen dieser Frage mit ihren eigenen Schwerpunktsetzungen nach und weisen doch eine Gemeinsamkeit auf: das Urteil nämlich, dass eine einfache Anwendung der Schrift nicht möglich ist. Das ›Licht‹ erweist sich im Ringen mit dem Wort; dieses Ringen findet nicht nur isoliert statt, sondern mit anderen gläubigen Menschen, der Tradition, der Institution sowie der Gesellschaft. In diesem Ringen erweist sich das Wort als ›Licht‹, mit dem der Weg neu gesehen und begangen werden kann.

Meines Erachtens bietet der Band von Cramer und Wick einen spannenden Beitrag zur Stellung der Schrift innerhalb der theologischen Arbeit. Er beinhaltet das Werk eines Denkers und bietet zugleich kritische Anfragen aus verschiedenen evangelisch-theologischen Perspektiven.

(4) Dabei verstehen die Autor:innen Körper und Leib nicht dualistisch, sondern als »Dualität« (90f.)

Das Anliegen Wicks sowie der weiteren Beiträge kann die kirchliche Praxis bereichern und den Fokus auf die Schrift neu justieren. Für mich bleibt jedoch die Frage offen, inwiefern das »Prä« der Schrift im ökumenischen Diskurs verarbeitet werden soll. Zudem müsste meines Erachtens dieses »Prä« weiter spezifiziert werden, um nicht in Willkür zu enden.

Der »Sola Scriptura«-Band von Hamilton et al. fasst untypische Denkbewegungen zusammen, die festgesetzte Fundamente aufbrechen und neu examinieren. Hier bekommt das Denken über Normativität einen besonderen Anstrich. Die Beiträge erarbeiten aus der Perspektive der evangelischen sowie der katholischen Theologie und aus religionswissenschaftlicher Perspektive, dass »Normativität wirkt« (19). Sie richten sich vor allem an Theolog:innen und regen zu weiteren Diskussionen über das Streitprinzip an.

Der Tagungsband von Wustmanns und Schell schließlich ist ein in sich stimmiges Werk, das fundamentaltheologische Grundfragen klärt und diese dann materialetisch anwendet. Hierbei kommt vor allem die Herausforderung in den Fokus, die sich in modernen pluralistischen westlichen Gesellschaften für die theologische Arbeit stellt. Zugleich kommen junge Akademiker:innen zu Wort – und die Relevanz der Hermeneutik für die theologische und kirchliche Praxis wird deutlich.

Phillip Angelina, *1990, MA Religion and Culture, Religionslehrer der EKBO und Promotionsstudent an der Humboldt-Universität zu Berlin am Lehrstuhl für Systematische Theologie (Ethik und Hermeneutik) (angeliph@hu-berlin.de).

Zitationsvorschlag:

Angelina, Phillip (2023): Rezension: Alles nur von gestern? Von der Relevanz biblischer Texte für kirchliche Praxis und ethisches Denken (Ethik und Gesellschaft 1/2023: Religion als Brand- und Friedensstifter). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-1-2023-rez-5> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialetik

1/2023: Religion als Brand- und Friedensstifter

Oliver Hidalgo

Die Konflikthanfälligkeit religiöser Identitäten und die politisch-theologische Spaltung Europas

Jochen Töpfer

Standpunkte religiöser Würdenträger Südosteuropas zu Krisen- und Konfliktsituationen in Europa 1900-2023

Regina Elsner

Diskurse über Krieg und Frieden: Die Rolle der Orthodoxie im Russischen Angriffskrieg auf die Ukraine

Eva Maria Fischer

Religion, Huntington und der Ukraine-Krieg

Katja Winker

»Demokratischer Frieden« und Religion. Die politische Ethik des Katholizismus zwischen autoritärem und demokratischem Staat

Sarah Jäger

Skizzen zum Evangelischen Pazifismusdiskurs nach 1945

Christian Spieß

Fluide Wahrheiten zwischen Traditionsbrüchen und Kontinuitätsnarrativen. Das doppelte Gewaltproblem der Religionen und die Ambivalenz der Staatslehre der katholischen Kirche

Alexander Yendell

Religiosität und Kriegsbefürwortung: Theorien und Ergebnisse aus der quantitativen Religionsforschung